

Beiheft zur

ZEITSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE
PHILOGOLOGIE

Schreibarten im Umbruch

Stildiskurse im 18. Jahrhundert

Herausgegeben von

EVA AXER, ANNIKA HILDEBRANDT und KATHRIN WITTLER

ESV ERICH
SCHMIDT
VERLAG

100 Jahre



BEIHEFTE
ZUR ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE

Herausgegeben von

Norbert Otto Eke · Michael Elmentaler · Udo Friedrich · Eva Geulen ·
Monika Schausten · Hans-Joachim Solms

23

Schreibarten im Umbruch

Stildiskurse im 18. Jahrhundert

Herausgegeben von

Eva Axer, Annika Hildebrandt und Kathrin Wittler

ERICH SCHMIDT VERLAG

Weitere Informationen zu diesem Titel finden Sie im Internet unter
<https://ESV.info/978-3-503-23787-6>

DOI <https://doi.org/10.37307/b.978-3-503-23788-3>



Dieses Werk ist lizenziert unter der
Creative-Commons-Attribution-Non-Commercial-NoDerivates 4.0 Lizenz
(BY-NC-ND).

Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung
und keine kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen finden Sie unter
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.en>

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – 536380604 –
und den Open-Access-Publikationsfonds
für Monografien der Leibniz-Gemeinschaft.

Gedrucktes Werk: ISBN 978-3-503-23787-6

eBook: ISBN 978-3-503-23788-3

Alle Rechte vorbehalten

© Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2024
www.ESV.info

Die Nutzung für das Text und Data Mining ist ausschließlich
dem Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG vorbehalten.
Der Verlag untersagt eine Vervielfältigung gemäß § 44b UrhG ausdrücklich.

Satz: Satz-Rechen-Zentrum Hartmann + Heenemann, Berlin

Natürliche Ordnung? Lichtenbergs Sprachreflexionen zwischen „Nomenklatur“ und „Stil“

Dirk O s c h m a n n , Leipzig

Abstract:

Der Beitrag sucht Georg Christoph Lichtenbergs Position im Sprachdenken der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu bestimmen. Diese ist durch eine Kombination von anthropologischen und technisch-pragmatischen, sprachhandwerklichen Überlegungen zur „Wörterfertigung“ geprägt, bei der Fragen von Lexik und Nomenklatur im Vordergrund stehen. Zu den Leitkriterien des guten Stils gehören Lichtenberg zufolge Wahrheit und Genauigkeit sowie Natürlichkeit und Individualisierung.

This article aims to determine Georg Christoph Lichtenberg's position in the linguistic thinking of the second half of the eighteenth century. His position is characterised by a combination of anthropological and technical-pragmatic, linguistic considerations of "word production", in which questions of lexis and nomenclature are central. According to Lichtenberg, the guiding principles of good style include truth and accuracy as well as authenticity and individualisation.

Zwar prägte Georg Christoph Lichtenberg den Stildiskurs im 18. Jahrhundert nicht, aber er galt später etlichen Autoren des 19. und frühen 20. Jahrhunderts als *Stilideal*, von Schopenhauer über Nietzsche bis hin zu Karl Kraus, der meinte: „Lichtenberg gräbt tiefer als irgendeiner, aber er kommt nicht wieder hinauf. Er redet unter der Erde. Nur wer selbst tief gräbt, hört ihn.“¹ Dass sich Lichtenbergs Ruhm postum mehrte, hat wesentlich mit der erst nach seinem Tod erfolgten Veröffentlichung der „Sudelbücher“ zu tun, von denen Teile in den „Vermischten Schriften“ erschienen, die Lichtenbergs Bruder zwischen 1800 und 1806 publizierte. Dabei geben die „Sudelbücher“ den Autor nicht nur als brillanten Stilisten, Aphoristiker und Satiriker zu erkennen, sondern sie dokumentieren auch die umfängliche, über mehrere Jahrzehnte hinweg betriebene Auseinandersetzung mit Sprach- und Stilfragen, die für ihn nicht voneinander zu trennen waren. Eine kohärente oder gar systematische Theorie des Stils lässt sich daraus nicht ableiten,² zumal Lichtenberg ein unauffälliger Beobachter und Kommentator des öffentlichen Stilgeschehens blieb, aber Elemente seiner ebenso technisch-pragmatischen wie anthropologisch aufgeladenen Auffassung von gutem Stil sind dennoch zu benennen und zugleich in weitere Diskurse des

¹ Karl Kraus: *Beim Wort genommen*, München 1955, S. 127.

² Vgl. dazu schon die Feststellung Albrecht Schönes: „Weder in theoretisch-systematischer noch in praktisch-empirischer Hinsicht hat Lichtenberg eine ‚Physiognomik des Stils‘ zu entwickeln versucht (oder vermocht), die dem Anspruch eines solchen Begriffs genüge.“ Albrecht Schöne: *Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik. Lichtenbergsche Konjunktive*, 2. Aufl., München 1983, S. 11.

18. Jahrhunderts einzuordnen. Der Versuch einer solchen kurzen Einordnung sei im Folgenden unternommen.

Dabei kommt der Physiker und Naturforscher Lichtenberg gleichsam von zwei Seiten her, nämlich sowohl aus der Literaturgeschichte als auch aus der Naturgeschichte, das heißt von Gotthold Ephraim Lessing und Christoph Martin Wieland ebenso wie von Carl von Linné – nicht jedoch, wohlgemerkt, von Georges-Louis Leclerc de Buffon, der im 18. Jahrhundert seines Stils wegen wie kein anderer europäischer Gelehrter die „Einheit von Wissenschaft und Literatur“ zu verbürgen schien³ und der die bis heute wohl bekannteste Stildefinition gegeben hat: „Der Stil ist der Mensch selbst.“⁴ Buffon und Linné galten in der Naturforschung des 18. Jahrhunderts förmlich als Antipoden. So hat zum Beispiel, wie Wolf Lepenies berichtet, Buffon lange erfolgreich verhindert, dass im Jardin des plantes die Benennungen der Linné’schen Nomenklatur auf den Namensschildern der Pflanzen angebracht werden.⁵ Der Unterschied lag jedoch nicht allein, wie bereits einige Zeitgenossen konstatierten, in Naturbetrachtung und Naturauffassung, sondern auch im Modus von deren Repräsentation. Während Buffon in seiner berühmten, seit 1749 erscheinenden „Allgemeinen Naturgeschichte“ alle Aufmerksamkeit auf die Perfektionierung seines als grandios wahrgenommenen Stils richtete, setzte Linné auf Schlichtheit und Lakonismus und hat sich damit tatsächlich als Naturwissenschaftler durchgesetzt, was Buffon *in the long run* nicht beschieden war – ironischerweise gerade aufgrund seines Stils, der als *zu literarisch* und damit seinem Gegenstand unangemessen erschien.⁶

Dass Lichtenberg eher auf Linné als auf Buffon rekurriert, hängt nun über Umwege ebenfalls mit Fragen des Stils zusammen und natürlich mit Linnés Nomenklatur, die offenbar zumindest in Ansätzen etwas leistet, das Lichtenberg Zeit seines Lebens selber umgetrieben hat, nämlich wie mit der Sprache, die aus lauter Allgemein- und Gattungsbegriffen besteht, etwas Individuelles auszusagen, zu bezeichnen oder darzustellen ist.⁷ Bereits die ersten Einträge in den „Sudelbüchern“ aus dem Jahr 1765 – Lichtenberg ist gerade einmal 23 Jah-

³ Wolf Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt/Main 1978, S. 135.

⁴ „Le style est l’homme même.“ Georges-Louis Leclerc de Buffon: Discours sur le style, in: Ders.: Œuvres. Textes choisis, présentés et annotés par Stéphane Schmitt, Paris 2007, S. 421–428, hier: S. 427.

⁵ Lepenies [Anm. 3], S. 154.

⁶ Vgl. ebd., S. 132–146. Siehe hierzu auch Hans Ulrich Gumbrecht: Schwindende Stabilität der Wirklichkeit. Eine Geschichte des Stilbegriffs, in: Ders.: Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte, München 2006, S. 159–209, hier: S. 186–187.

⁷ Dabei handelt es sich, nebenbei bemerkt, um ein Problem, das Schiller ganz ins Zentrum seines Sprachdenkens stellen wird. Siehe dazu Dirk Oschmann: Bewegliche Dichtung. Sprachtheorie und Poetik bei Lessing, Schiller und Kleist, München 2007, S. 149–169.

re alt – kreisen in Bezug auf Leibniz um die Suche nach einer *characteristica universalis* und reflektieren den Zusammenhang von Begriffen und ihren Bezeichnungen,⁸ d. h. von Konzepten und deren Versprachlichungen, sowie von Gattung und Individuum, wobei Lichtenberg schon an diesem frühen Punkt einen seiner Hauptsätze formuliert, dass die Natur „keine genera und species [schafft]“, sondern „individua“,⁹ und wie demnach eine Sprache gestaltet sein muss, welche diesem Umstand gerecht werden will.¹⁰ Nur wenig später kommentiert er den Stil Linnés, indem er zugleich an die einige Jahre zuvor publizierte Preisschrift von Johann David Michaelis über den „Einfluß der Meinungen in die Sprache und der Sprache in die Meinungen“ anknüpft und kritisch vermerkt:

Der Einfluß des Stils auf unsere Gesinnungen und Gedanken [...] zeigt sich sogar bei dem sonst genauen Linnaeus, er sagt die Steine wachsen, die Pflanzen wachsen und leben, die Tiere wachsen leben und empfinden, das erste ist falsch, denn der [sic] Wachstum der Steine hat keine Ähnlichkeit mit dem Wachstum der Tiere und Pflanzen. Vermutlich hat ihn das Steigende des Ausdrucks, den er bei den letzten gespürt hat, auf den Gedanken gebracht, auch die erstern mit unter diese Klasse zu bringen.¹¹

Selbst Linné also habe sich von der Sprache übertölpeln und hereinlegen lassen und werde, indem er der Rhetorik den Vorzug vor der Logik gegeben habe, ein Opfer der „stillen Macht der Wortfügung über die Wahrheit“.¹² Aus Bequemlichkeit, also einem Mangel an Selbstdisziplin, sei Linné der Suggestivität der Sprache und den scheinbar bereitliegenden Formulierungsparadigmen gefolgt.

Lichtenberg zeigt sich als genauer, empfindlicher und psychologisch geschulter Leser, als *close reader*, der von Beginn an ein waches Bewusstsein für die Autonomie, Anarchie und Unverfügbarkeit der Sprache sowie für ihre Wirkmechanismen an den Tag legte, mit denen man zu rechnen und gegen die man womöglich gezielt anzuarbeiten hatte. Und gleichsam nebenher lässt die Passage zwei Leitkriterien für sein eigenes Schreiben erkennen: Präzision und Wahrheit,

⁸ Vgl. etwa: „Es ist schwer anzugeben, wie wir zu den Begriffen gekommen sind die wir jetzo besitzen, niemand, oder sehr wenige werden angeben können, wenn sie den Herrn v. Leibniz zum erstenmal haben nennen hören.“ Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe, hg. v. Wolfgang Promies, Bd. 1: Sudelbücher I, Frankfurt/Main 1998, S. 10 (A 9). Siehe außerdem die frühen Einträge unter A 3, A 4 oder A 12. Ebd., S. 9 und S. 11. ⁹ Ebd., S. 13 (A 17).

¹⁰ Vgl. hierzu auch Heinz Gockel: Individualisiertes Sprechen. Lichtenbergs Bemerkungen im Zusammenhang von Erkenntnistheorie und Sprachkritik, Berlin, New York 1973, S. 147. Siehe außerdem Helmut Arntzen: Die exakte Subjektivität. Beobachtung, Metaphorik, Bildlichkeit bei Lichtenberg, in: Ders.: Literatur im Zeitalter der Information. Aufsätze, Essays, Glossen, Frankfurt/Main 1971, S. 65–78, bes. S. 69–70.

¹¹ Lichtenberg [Anm. 8], S. 14–15 (A 22).

¹² Georg Christoph Lichtenberg: Von den Charakteren in der Geschichte, in: Ders.: Schriften und Briefe, hg. v. Wolfgang Promies, Bd. 3: Aufsätze, Entwürfe, Gedichte, Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, Frankfurt/Main 1998, S. 497–501, hier: S. 500.

Kriterien, die er immer wieder als *ultima ratio* anführen wird und die ihn beinahe als einen analytischen Philosophen *avant la lettre* erscheinen lassen. Weiter zu nennen wären Natürlichkeit, Einfachheit, Kürze und Vernunftgemäßheit des Ausdrucks, außerdem aber, und das bildet zweifellos eine wichtige Brücke zu Schopenhauer, das popularphilosophische Postulat der *Verständlichkeit*: „Das beste Wort ist das das jedermann gleich versteht.“¹³ Weder soll man „dunkel“ reden noch gar, wie es pointiert heißt, „zum Nachteil der Wahrheit eine runde Periode [...] machen“.¹⁴ Lichtenberg ist überzeugt, dass die Sprache mit Vernunft unter Kontrolle zu bringen sei, ohne freilich ihre Eigendynamik zu verkennen. Die Sprache ist ihm einerseits ein logisches, andererseits jedoch ein latent anarchisches Gebilde, das einen leicht auf Abwege führen kann. Deshalb verwahrt er sich explizit gegen jede Art des Sprachmissbrauchs und der „Logodädalie“,¹⁵ also der Wortkünstelei und Schönrederei, weil damit der Konflikt zwischen Verstandeslogik und Sprachlogik noch verschärft wird. Zugleich ist seine instrumentell-pragmatische Position nicht mehr so weit entfernt von den sprachkritischen und sprachskeptischen Überlegungen, die um die Jahrhundertwende dann Friedrich Schiller, Novalis oder Heinrich von Kleist im Zuge der sogenannten kleinen Sprachkrise um 1800 scharf artikulieren werden.¹⁶

Über einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren hinweg dokumentieren die „Sudelbücher“, aber auch andere Texte wie etwa die Briefwechsel oder die Streitschriften gegen Lavater, Lichtenbergs intensive Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Sprach- und Stildiskurs, den er in fast all seinen Facetten aufnimmt, reflektiert und für sich in einer Form weiterentwickelt, bei der sich aus der Summe der einzelnen Überlegungen am Ende eine *Ethik der Darstellung*

¹³ Lichtenberg [Anm. 8], S. 842 (K 19). In seiner scharfen Kritik der „Maske der Unverständlichkeit“ argumentiert Schopenhauer ähnlich: „Und doch ist nichts leichter, als so zu schreiben, daß kein Mensch es versteht; wie hingegen nichts schwerer, als bedeutende Gedanken so auszudrücken, daß Jeder sie verstehn muß.“ Arthur Schopenhauer: Werke in fünf Bänden. Nach den Ausgaben letzter Hand, hg. v. Ludger Lütkehaus, Bd. 4: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften, Zürich 1988, S. 457. Denis Thouard hat das Programm der Popularphilosophie treffend auf den Punkt gebracht, „dass sich alles für alle klar sagen lässt“. Denis Thouard: Geteilte Ideen. Philosophische Versuche, den Leser zum Verstehen zu bringen, Berlin 2016, S. 32. Darin bezeuge sich zugleich der „Verständniswille“ der Aufklärung. Ebd., S. 62.

¹⁴ Lichtenberg [Anm. 12], S. 500. Zu Recht verweist Elisabetta Mengaldo auf die kontinuierlich moralische Dimensionierung von Lichtenbergs Stilkriterien: So spiegele etwa die „Einfachheit des Stils“ die „Rechtschaffenheit“ der Person. Elisabetta Mengaldo: Zwischen Naturlehre und Rhetorik. Kleine Formen des Wissens in Lichtenbergs Sudelbüchern, Göttingen 2021, S. 21.

¹⁵ Georg Christoph Lichtenberg: Vorschlag zu einem ORBIS PICTUS für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanen-Dichter und Schauspieler, in: Ders.: Schriften und Briefe, hg. v. Wolfgang Promies, Bd. 3: Aufsätze, Entwürfe, Gedichte, Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, Frankfurt/Main 1998, S. 377–394, hier: S. 377.

¹⁶ Vgl. dazu etwa Andrea Bartl: Im Anfang war der Zweifel. Zur Sprachskepsis in der deutschen Literatur um 1800, Tübingen 2005.

ableiten lässt, die von den oben skizzierten Werten bestimmt ist.¹⁷ Mit Ausnahme der Sprachursprungsfrage verhandelt er fast sämtliche relevanten Topoi der zeitgenössischen Theoriediskussion, die sich wesentlich über folgende Oppositionen konstituieren: Witz und Scharfsinn, natürliche vs. künstliche beziehungsweise willkürliche Zeichen, *ordo naturalis* und *ordo artificialis*, Verständlichkeit und Dunkelheit, Gattung und Individuum, Begriff und Wort, Wort und Sache, Wort und Sinn, Sprache und Meinung, Schreiben und Sprechen, Denken versus Gelehrsamkeit, genauer: „Selbstdenken“ versus „polyhistorische Schwatz-Methoden“, wie er das in einem Brief vom 12. August 1776 an Johann Andreas Schernhagen nennt.¹⁸ Er befasst sich darüber hinaus mit der Sprache als möglichem Ausdruck des Nationalcharakters¹⁹ sowie mit nonpropositionalen Aspekten wie Ton und Akzent²⁰ und fordert explizit eine „Physiognomik des Stils“.²¹

Wichtig ist für ihn zudem der Sprachenvergleich, insbesondere, da er auch länger in England gelebt hat, anhand der jeweiligen Vor- und Nachteile des Deutschen und des Englischen, wobei er in seinen privaten Korrespondenzen gern beides nutzt und ineinander übergehen lässt. Er spricht sich in der seit dem 17. Jahrhundert vehement und international geführten Debatte²² gegen Inversionen aus, die vermeintlich das Verständnis verzögerten, lobt aber die Metaphern, weil sie die Natürlichkeit, Sinnlichkeit, Anschaulichkeit und Zugänglichkeit einer Rede oder eines Textes erhöhen könnten. Zu den von ihm genannten Stil-Vorbildern zählen neben Lessing und Wieland auch William Shakespeare, Henry Fielding und Laurence Sterne, dessen Grab er bei einer Reise im Februar 1775 aufsuchte,²³ sowie mit Voltaire immerhin ein französischer Autor. Er lobt die Briefe des Junius und die Redekunst im englischen Parlament, die von großartiger „Ründe

¹⁷ Im Blick auf die „Sudelbücher“ glaubt Albrecht Schöne hier noch eine autobiografische Rückkopplung beobachten zu können: Lichtenbergs „Doppelleben [...] hat unverwechselbaren Ausdruck gefunden in der eigentümlichen Doppelsprachigkeit seiner Sudelbuchttexte. Worauf sein kritischer und skeptischer, hypothetischer und experimenteller Modusgebrauch im einzelnen auch zielt: das feine ‚Gespinst von Konjunktiven‘, das über Lichtenbergs Sätze sich zieht, ist ein ständiges gleichzeitiges (zweites) Sprechen über das dort Ausgesprochene; ein fortgesetzter Kommentar, der die objektgerichteten, sachbezogenen Aussagen dieser Sätze als solche reflektiert und ihren Geltungsgrad beschränkt.“ Schöne [Anm. 2], S. 127.

¹⁸ Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe, hg. v. Wolfgang Promies, Bd. 4: Briefe, Frankfurt/Main 1998, S. 271. Kritik an zum Selbstzweck gewordener Gelehrsamkeit ist durchgängig Thema in den Briefen, früh schon in einem Brief an die Schwägerin Christiane Dieterich vom 12. Juni 1772. Ebd., S. 73.

¹⁹ Vgl. Lichtenberg [Anm. 8], S. 379 (E 161) und S. 585 (F 881).

²⁰ Vgl. Lichtenberg [Anm. 8], S. 14 (A 21).

²¹ Lichtenberg [Anm. 8], S. 573 (F 802).

²² Vgl. dazu Oschmann [Anm. 7], S. 88–106.

²³ Vgl. den Brief an Christian Gottlob Heyne vom 6. März 1775. Lichtenberg [Anm. 18], S. 237.

der Perioden und Witz“ geprägt sei,²⁴ ein Lob, das sich auch bei Johann Georg Forster und später bei Adam Müller oder Carl Gustav Jochmann findet.²⁵ In der Vorliebe Lichtenbergs für alles Englische spiegelt sich natürlich die seinerzeit verbreitete Anglophilie deutscher Autoren, doch Lichtenberg schult sein eigenes Schreiben, so darf man behaupten, regelrecht am Englischen, insbesondere da, wo es sich durch *Witz* und *Kürze* auszeichnet, zwei Merkmale, die zentral sind für die von ihm präferierte Gattung des Aphorismus als paradigmatischer Ausdrucksform pointierter Verdichtung. Hier kommt die wiederkehrende Entgegensetzung von Denken und Wissen respektive Gelehrsamkeit ins Spiel, sofern das Denken Lichtenberg zufolge dabei helfen kann, überflüssiges Wissen auf seinen relevanten Kern einzudampfen, mithin zu verkürzen. Und so geht man nicht fehl, Lichtenberg in mehr als einem Sinne als „aphoristisch verkürzten Leibniz“ zu bezeichnen.²⁶

Besondere Hochachtung bringt Lichtenberg in späteren Jahren der Prosa Johann Georg Forsters entgegen, dessen „graden immer gleich starken Strich“²⁷ er lobt und dem er mitteilt, dass er die „Fortschritte [seines] Geistes und das von Gott eingehauchte Feuer [seines] Stils“ bewundere.²⁸ Er hält Forsters „Ansichten vom Niederrhein“ für „eins der ersten Werke in unserer Sprache“²⁹ und nennt ihn, dessen politische Aktivitäten und Auffassungen er später durchaus verurteilt,³⁰ in einem Brief an Johann Friedrich Blumenbach vom 23. Februar 1791 einen „Hexenmeister in der Prosa“.³¹ Die Hexerei gründet für Lichtenberg auf Forsters sprachlicher Individualisierungsleistung. Hier sieht er idealtypisch erreicht, was ihn selbst langjährig intensiv beschäftigt hat. Dabei ist Individualisierung der Darstellung oder Individualisierung in der Darstellung keineswegs mit dem zu verwechseln, was Paul Böckmann als subjektive Ausdruckssprache charakterisiert hat.³² Vielmehr geht es um einen technisch-pragmatischen, dem Ideal der Genauigkeit verpflichteten Aspekt der Sprache, nicht um Modi des Selbstausdrucks. An Forster schreibt Lichtenberg am 1. Juli 1791:

²⁴ Ebd., S. 234.

²⁵ Vgl. dazu Dirk Oschmann: Mündlichkeit und Mündigkeit. Carl Gustav Jochmanns Reformulierung aufklärerischer Sprachtheorie, in: Der nahe Spiegel. Vormärz und Aufklärung, hg. v. Wolfgang Bunzel, Norbert Otto Eke, Florian Vaßen, Bielefeld 2008, S. 117–135.

²⁶ Diese Formulierung verdanke ich Jan Urbich.

²⁷ Lichtenberg an Forster, 19. Mai 1789. Lichtenberg [Anm. 18], S. 765.

²⁸ Lichtenberg an Forster, 30. August 1790. Ebd., S. 779. Zur breiten zeitgenössischen Reputation von Forsters Stil vgl. Jürgen Goldstein: Georg Forster. Zwischen Freiheit und Naturgewalt, Berlin 2015, S. 16–17 und S. 38–43.

²⁹ Lichtenberg an Forster, 1. Juli 1791. Lichtenberg [Anm. 18], S. 799.

³⁰ Vgl. Lichtenbergs Brief an Johann Wilhelm von Archenholz vom 16. Juni 1794. Ebd., S. 883–885, hier: S. 884.

³¹ Lichtenberg [Anm. 18], S. 791.

³² Vgl. Paul Böckmann: Formgeschichte der deutschen Dichtung, Bd. 1: Von der Sinnbildsprache zur Ausdruckssprache, Hamburg 1949.

Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein einziges Wort Individualität zu geben, wodurch man sogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht bloß sprechen, sondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftsteller in einem solchen Grade angetroffen.³³

Eine Bemerkung nicht „bloß zu sprechen, sondern zu machen“, verweist auf die kreativ-konzeptuelle Leistung, die einem Sprechakt vorausgehen sollte, verweist auf das Reden um der Sache, nicht um des Redens willen. An dem Zitat wird die Differenz zu Schiller sichtbar. Für diesen ist die Individualisierung eine Frage der syntaktischen Organisation der Elemente, für Lichtenberg eher eine Frage der konkreten Wortwahl, bei der das einzelne, ebenso genaue wie überraschende Wort eine Proposition erst individuell und adäquat erscheinen lässt. Ausdrücklich sind Wörter für ihn „Werkzeuge“,³⁴ die man mit Geschick und Überlegung einsetzen muss, um Einsichten und Erkenntnisse zu ermöglichen.

So wie Lichtenberg stilistische Vorbilder hat, so hat er Feindbilder, etwa die deutschen Odenmacher Ludwig Hölty und Friedrich Gottlieb Klopstock, deren „rasendes Oden-Geschmaube“ er kaum erträglich findet.³⁵ Bei der seinerzeit virulenten Frage nach dem Verhältnis von Vers und Prosa gibt er anlässlich des Todes von Albrecht von Haller unzweifelhaft der Prosa den Vorzug, weil der Vers oft nur verdeckt, dass man eigentlich nichts zu sagen habe. Daraus entspringe dann lediglich „Reimbrand“:

Ich hätte in Prose geschrieben,
Hätt ich der Stunden nicht sieben.
In Versen klingt süße und leicht,
Was man in Prose nennt seicht.

Das wissen Voß, Miller und Boie,
Jacobi, Schmidt, Meißner und O je!
So viele, ich kann sie nicht nennen,
Die täglich in Reimbrand entbrennen.

Denn schrieben die Herren in Prose
So witzig, so zärtlich, so lose,
So holte sie all' ohne Zweifel
Hofrat Deinet oder der Teufel.³⁶

³³ Lichtenberg [Anm. 18], S. 800.

³⁴ Lichtenberg [Anm. 8], S. 136 (B 346).

³⁵ Lichtenberg an Johann Christian Dieterich, 28. Januar 1775. Lichtenberg [Anm. 18], S. 226. Vgl. zuvor schon den Brief an Ernst Gottfried Baldinger vom 10. Januar 1775. Ebd., S. 208–219, hier: S. 218–219.

³⁶ Brief vermutlich vom Januar 1778; Adressat unbekannt. Lichtenberg [Anm. 18], S. 305.

Mit solch einer humoristischen Invektive ist freilich kein Generalverdikt über die Lyrik gesprochen, nur über spezifische, von Hypertrophierung gekennzeichnete Entwicklungen; andernfalls hätte Lichtenberg nicht selbst auch Gedichte geschrieben und wäre seine ausdrückliche Hochschätzung der Knittelverse von Hans Sachs kaum nachvollziehbar.³⁷

Mehr noch aber als gegen den „Reimbrand“, den er im zitierten Gedicht ironisch nachahmt, zieht er gegen Lavater zu Felde, bekanntermaßen gegen dessen Physiognomik,³⁸ aber auch und vor allem gegen dessen Stil, dessen „Adeptensprache“, den „entsetzlichen Aufwand von Worten, Beschreibungen und Empfindungen“,³⁹ gegen seinen „Wörterkram“⁴⁰ und überhaupt sein „Geschwätz von der Schönheit“.⁴¹ Mit seinem Werk habe er regelrecht ein „Babylonisches Gebäude“ errichtet,⁴² also eine kapitale, irreversible Verwirrung gestiftet. Nicht der Vers oder eine hypertrophe Prosa, sondern ein von Luzidität und Logik geprägter Stil ist für Lichtenberg die Probe aufs Exempel als Frage nach der Substanz einer Rede:

Fürchte dich vor jener transzendenten Ventriloquenz des Schwärmers, womit er dir glauben macht etwas was auf der Erde gesprochen ist käme vom Himmel. Denke immer, in jeder seiner Puls-Adern pocht ein Gaßner der ihn betrügt. Allein einen klaren Satz der Physiognomik will ich dich lehren, es ist Physiognomik des Stils. Spricht jemand mit dir in der männlichen Prose Mendelssohns oder Feders oder Meiners oder Garves und du stößest auf einen Satz der dir bedenklich scheint, so kannst du ihn allemal glauben bis zu weiterer Untersuchung. Hingegen redet jemand mit dir im Wonneton der Seher, plündert und stolpert Dithyramben daher mit konvulsivischem Bemühen das Unausprechliche auszusprechen, so glaube ihm kein Wort, wo du es nicht strenge untersucht hast. Es gibt keine Abgesandten Gottes mehr.⁴³

Hier werden im Rahmen einer „Physiognomik des Stils“ die Rationalisierung, Säkularisierung und Individualisierung als zentrale Stilphänomene aufgeklärter Prosa vergegenwärtigt. Oder anders gesagt: Sie verschaffen sich durch einen spezifischen Stil allererst Geltung.

³⁷ Vgl. dazu Lichtenbergs Briefe an Joel Paul Kaltenhofer vom 27. November 1772 und vom 31. Dezember 1772. Lichtenberg [Anm. 18], S. 108 und S. 115.

³⁸ Vgl. vor allem seine Streitschriften „Über Physiognomik; wider die Physiognomen“ (1778) und das „Fragment von den Schwänzen“ (1777; publiziert 1783).

³⁹ Lichtenberg an Schernhagen, 17. Oktober 1775. Lichtenberg [Anm. 18], S. 252.

⁴⁰ Lichtenberg an Johann Daniel Ramberg, 25. Dezember 1777. Ebd., S. 301.

⁴¹ Lichtenberg an Schernhagen, 27. April 1778. Ebd., S. 325.

⁴² Lichtenberg an Friedrich Nicolai, 15. Februar 1778. Ebd., S. 314.

⁴³ Lichtenberg [Anm. 8], S. 573 (F 802).

In den „Sudelbüchern“ und den Briefen kann man verfolgen, wie Lichtenberg die vorhandenen Sprachmuster und Artikulationsmöglichkeiten, die Formen und Materialien des Sprechens und Schreibens immer wieder aufs Neue ganz konkret durchmustert, evaluiert und dabei kontinuierlich auf seine Leitkriterien Wahrheit, Genauigkeit, Verständlichkeit und Individualität zurückbezieht. Wiederholt fertigt er Listen an, beispielsweise mit Schimpfwörtern, mit dialektalen Ausdrücken, hauptsächlich des Plattdeutschen, oder mit Redensarten, um sich die Bedeutungsspektren insbesondere auch der *mündlichen* Aussagemöglichkeiten vor Augen zu führen. Denn anders als das *Papierdeutsch* macht Lichtenberg zufolge erst das Sprechen die Sprache in ihrer ganzen sinnlichen Lebendigkeit erfahrbar. Gleichzeitig stellt er anhand solcher Listen fest, dass mit jedem Wort doch am Ende jeweils etwas leicht anderes gemeint sei, unter anderem weil die Sprache „keine Synonyma“ kenne.⁴⁴ Wie der Vergleich des Deutschen mit dem Englischen helfen ihm die Listen und die Reflexionen auf den Dialekt beziehungsweise dialektale Varianten, seinen ästhetischen und logischen Sprachsinn zu schärfen.⁴⁵ So heißt es etwa in einem Brief an Joel Kaltenhofer vom 12. Oktober 1772 über die Sprecher des Plattdeutschen:

Ihre Sprache ist sehr reich und naiv. Sie sollen 44 Redensarten haben zu sagen, *der Kerl hat die Flucht ergriffen*. [...] Wicht heißt ein Mädchen wenn es ganz allein steht, in der Zusammensetzung auch überhaupt eine junge Person, unser *Bösewicht* kommt wohl daher.⁴⁶

Aus der Fülle der Listen mögen zwei gekürzte Beispiele genügen. Das erste findet sich in den „Sudelbüchern“ unter der Überschrift „*Schimpfwörter* und dergleichen“:

[A]lter Krachwedel, alter Hosenhuster, Dreck auf den Bart (Araber), Bärnhäuter, Schandbalg, Alte Hure, Bankert, Flegel, Reckel, Bengel, Betrüger, Lork, Affengesicht, Narre, Matz, Lausewenzel, Flöhbeutel, Galgenschwengel, Galgenvogel, Sauwedel.⁴⁷

⁴⁴ Ebd., S. 16 (A 30): „Es gibt keine Synonyma, die Wörter, die wir dafür halten haben ihren Erfindern gewiß nicht einerlei sondern vermutlich Species ausdrückt [sic].“

⁴⁵ Mengaldo spricht im Hinblick auf Lichtenbergs „Listen, Fragenkatalogen und Register“ von einer „epistemischen Poetik“. Mengaldo [Anm. 14], S. 46 sowie ausführlich S. 141–156.

⁴⁶ Lichtenberg [Anm. 18], S. 97–98.

⁴⁷ Im Original in Form einer Tabelle dargestellt; die zweite Spalte beginnt mit „Betrüger“. Lichtenberg [Anm. 8], S. 338–342, hier: S. 338.

Das zweite Beispiel gehört zur „Methyologie der Deutschen“:⁴⁸

Redens-Arten, womit die Deutschen die Trunkenheit einer Person andeuten.

a) Hochdeutsche

Er spürt den Wein.

Er hat einen Schuß.

Er ist angeschossen.

Er hat einen Hieb.

Er hat einen Strich. [...]

b) Plattdeutsche

He het veel unter de Nase gegoten.

He is fette.

He is to lange up der Döeßke wesen.

He is knüppeldicke.

He is so dick as en Täck.⁴⁹

Bei der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beobachtbaren Verschiebung der Aufmerksamkeit von der Lexik zur Syntax, vom Wort zum Satz, die Genette in den „Mimologiken“ für das Französische beschrieben hat⁵⁰ und die auch für Deutschland festzustellen ist, mit Heinrich von Kleist als Autor, bei dem diese Transformation kulminiert, bleibt Lichtenberg eher auf der Seite der Lexik, oder wie er es nennt, der Seite der „Wörterfertigung“⁵¹ und „Wörter-Ökonomie“.⁵²

⁴⁸ Bei dem Begriff der „Methyologie“ handelt es sich um einen in satirischer Absicht gebildeten Neologismus Lichtenbergs, der sich gegen die Neigung der Deutschen richtet, (philosophische) Systeme zu bilden: „Ich habe aber noch ungleich mehr zur Erweiterung dieser Wissenschaft beigetragen, ich habe die Wörter *Methyologie* und *methyologisch*, *Methystik* und *methystisch*, *Pinik* und *Pinisch* eigenhändig zusammengesetzt, und gedenke über den allgemeinen *Methyologischen Blick* und das *Methyologische Gefühl* Abhandlungen zu schreiben; die ihren Titeln vielleicht entsprechen sollen. Überhaupt habe ich mir bei der Wörterfertigung den Plan gemacht in allen Bezeichnungen meiner Begriffe die Züge so zu verwaschen, daß ein jeder das Seine darinnen zu erkennen glaubt, welches eine Liebe zur Wissenschaft in jungen Gemütern erweckt, die nicht zu beschreiben ist.“ Georg Christoph Lichtenberg: Patriotischer Beitrag zur Methyologie der Deutschen, in: Ders.: Schriften und Briefe, hg. v. Wolfgang Promies, Bd. 3: Aufsätze, Entwürfe, Gedichte, Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, Frankfurt/Main 1998, S. 317–325, hier: S. 320. Hervorh. i. O.

⁴⁹ Ebd., S. 321 und S. 324.

⁵⁰ Vgl. Gérard Genette: *Mimologiken. Reise nach Kratylien*, Frankfurt/Main 2001, S. 271–282.

⁵¹ Lichtenberg [Anm. 8], S. 843 (K 19). Schon 1773 spricht er von einem regelrechten „Plan“ zur „Wörterfertigung“. Lichtenberg [Anm. 48], S. 320.

⁵² Lichtenberg [Anm. 8], S. 86 (B 146). Im Sinne Lessings darf man Lichtenberg deshalb durchaus als „Wortgrübler“ bezeichnen. „Wortgrübele! wird man sagen. – Wer mit Wortgrübele sein Nachdenken nicht anfängt, der kommt, wenig gesagt, nie damit zu Ende.“ Gotthold Ephraim Lessing: Über eine zeitige Aufgabe, in: Ders.: Werke, hg. v. Herbert G. Göpfert u. a., Bd. 8: Theologiekritische Schriften III. Philosophische Schriften, Darmstadt 1996, S. 548–556, hier: S. 550.

An diesen beiden von ihm geprägten Begriffen zeigt sich eins seiner eigenen charakteristischen Stilphänomene, nämlich die Fähigkeit der deutschen Sprache zur Bildung von Komposita bewusst auszureizen. Er kreierte dabei selten Neologismen im eigentlichen Sinne, sondern setzt vielmehr auf die Selbstevidenz und Anschaulichkeit der zumeist mit Bindestrich durchgekoppelten Wortbildungen, indem er bereits Bekanntes miteinander verbindet und auf diese Weise einen Zuwachs an propositionaler Genauigkeit und Individualität zu erzeugen sucht. Einige dieser Komposita, die sich signifikanterweise auf Sprachphänomene selbst richten, wurden schon zitiert, wie „Oden-Geschnaube“, „Wörterkram“, „Wörter-Ökonomie“, „Wörterfertigung“, „Reimbrand“, „Adeptensprache“ oder „Schwartz-Methoden“, doch gibt es noch viele weitere Beispiele, von denen noch einige exemplarisch genannt seien: „Kandidaten-Prose“,⁵³ „Prosen-Geläute“,⁵⁴ „Großinquisitor-Sprache“,⁵⁵ „Freiheits-Influenza“,⁵⁶ „Räuber-Gesindel“,⁵⁷ „Vaterlands-Helden“⁵⁸ oder auch „Farben-Zerstreuung“.⁵⁹ Wie diese und andere Komposita zeigen, beginnt bei Lichtenberg die Sprache als *ars combinatoria* bereits auf der *Ebene des einzelnen Wortes* aufgrund des expliziten und zugleich kreativen Interesses an den „Regeln für die Wörterfertigung“,⁶⁰ nicht erst auf der *Ebene des Satzes*⁶¹ wie bei Schiller oder Kleist.

Diese Konzentration auf das Finden und gegebenenfalls Bilden des jeweils richtigen Wortes als Grundlage eines guten und dementsprechend wahrheitsförmigen Stils kommt freilich da an ihr Ende, wo sie dogmatisch zu werden droht. Das sieht auch Lichtenberg, wodurch er sich selbst gegenüber skeptisch und damit ein vorbildlicher Aufklärer bleibt. In einer späten Eintragung aus dem Jahr 1793 heißt es dazu:

Man schreibt sehr viel jetzt über Nomenklatur und richtige Benennungen, es ist auch ganz recht, es muß alles bearbeitet und auf das Beste gebracht werden. Nur glaube ich, daß man sich zuviel davon verspricht, und zu ängstlich ist den Dingen Namen zu geben die ihre Beschaffenheit ausdrücken. Der unermeßliche Vorteil den die Sprache dem Denken bringt besteht [...] mehr darin, daß sie überhaupt Zeichen für die Sache, als daß sie Definitionen sind.⁶²

⁵³ Lichtenberg [Anm. 8], S. 244 (D 90).

⁵⁴ Lichtenberg an Heinrich Christian Boie, 23. April 1778. Lichtenberg [Anm. 18], S. 323.

⁵⁵ Lichtenberg an Gottfried August Bürger, 8. November 1788. Ebd., S. 748.

⁵⁶ Lichtenberg an Forster, 30. September 1790. Ebd., S. 781.

⁵⁷ Lichtenberg an Friedrich August Lichtenberg, 22. Dezember 1794. Ebd., S. 904.

⁵⁸ Lichtenberg an Johann Friedrich Blumenbach, 7. November 1796. Ebd., S. 953.

⁵⁹ Lichtenberg an Johann Reimarus, 20. Januar 1799. Ebd., S. 1007.

⁶⁰ Lichtenberg [Anm. 8], S. 843 (K 19).

⁶¹ Vgl. dagegen Schöne [Anm. 2], S. 14.

⁶² Lichtenberg [Anm. 8], S. 842 (K 19).

So muss die angestrebte Individualisierung letztlich in zwei Richtungen laufen, nämlich sowohl im Blick auf das zu findende rechte Wort als auch im Blick auf das konkrete Individuum, näher noch auf den „natürlichen Menschen“, der erst indem er den „Schutt fremder Dinge“⁶³ von sich abwirft und selber denkt, auch selbst zu sprechen und nur dadurch überhaupt aus Eigenrecht selbst zu existieren vermag. Der von Lichtenberg in diesem Zusammenhang geforderte „natürliche Stil“⁶⁴ ist ein Weg, diese anthropologische Forderung einzulösen: „Der Mensch schreibt absolute immer gut wenn er sich schreibt.“⁶⁵ Und nur dort, wo der *natürliche Mensch* einen *natürlichen Stil* pflegt, kann von einer *natürlichen Ordnung* gesprochen werden.⁶⁶ Die Kriterien für einen solchen Stil hat Lichtenberg nicht nur selbst benannt, sondern in seinem eigenen Schreiben auch jederzeit erkennen lassen.

⁶³ Ebd., S. 115 (B 264). Das hier verhandelte Problem kennt man in etwas anderer Akzentuierung aus dem Umfeld der Genie-Diskussion: „Born *Originals*, how comes it to pass that we die *Copies*?“ Edward Young: *Conjectures on Original Composition*, London 1759, S. 43. Hervorh. i. O.

⁶⁴ Lichtenberg [Anm. 8], S. 52 (B 20).

⁶⁵ Ebd., S. 72 (B 95).

⁶⁶ Vgl. in diesem Zusammenhang auch das Kapitel „Der ‚natürliche‘ Mensch“ in Gerhard Neumann: *Ideen-Paradiese. Untersuchungen zur Aphoristik von Lichtenberg, Novalis, Friedrich Schlegel und Goethe*, München 1976, S. 109–115, bes. S. 110.